

MICAELA
JARY



Die
Bucht des
blauen
Feuers



Weltbild

Die Bucht des blauen Feuers

Die Autorin

Micaela Jary stammt aus Hamburg und wuchs im Tessin auf. Sie arbeitete lange als Journalistin, bevor sie sich ganz dem Schreiben von Romanen widmete. Nach einem langjährigen Aufenthalt in Paris lebt sie heute mit Mann und Hund in Berlin und München. Zum Schreiben begibt sie sich aber auch in ein kleines Landhaus nahe Rostock.

Micaela Jary

Die Bucht des blauen Feuers

Roman

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2012 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: zeichenpool
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (©Neja Hrovat,
© Andrekart Photography, © Svet La, © Kindlena, © kubais)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-576-5

2023 2022 2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Der Diamant ist ein kristallisierter Kohlenstoff
und kommt in dem sogenannten [...] Blaugrund vor.
Für gewöhnlich wird der reine, weiße Diamant
mit etwas bläulichem Feuer am höchsten bewertet.*

*Paul Rohrbach (1869–1956),
Die Diamantenlager von Lüderitzbucht*

Prolog

Die Sonne trug ihren täglichen Kampf mit dem Nebel aus. Der Dunst hing über der Bucht wie ein großes, undurchdringliches Segel. Eine weiße Wand, wie ein Theatervorhang von unsichtbarer Hand hochgezogen, nur dass er aus dem Meer aufstieg und nicht aus einem Orchestergraben. Seltsamerweise wurde der Milchglashimmel nicht einmal von dem ständig über die Küste streichenden Wind vertrieben, der sich mal zu einem gewaltigen Sturm steigerte und an den bunten Fensterläden rüttelte, dann aber wieder als Brise mit den gelben Blüten des Kameldorns spielte.

Zugegebenermaßen war das Klima an diesem Ort gewöhnungsbedürftig. Gleichzeitig erwies es sich als sehr angenehm, denn an der Bucht wurde es niemals drückend heiß. Sogar an der Ostsee war es in manchen Sommern schwüler gewesen, doch an das Wetter in der Heimat verschwendete die Besitzerin des hübschen Strandhauses nur selten einen Gedanken. Die Erinnerung an die Ferien mit ihrer Tochter lag tief verschlossen in ihrem Herzen und brach sich nur dann Bahn, wenn sie an ihrem Tisch über dem einfachen Papier saß und einen neuen Bericht verfasste. Selten jedoch fand sie die Zeit für einen Brief.

Sie hatte sich ihr Leben gut eingerichtet. Es war so ausgefüllt, dass ihr wenig Raum zum Nachdenken blieb. Früher legte sie Wert darauf, die Zahl der Stunden möglichst einzuschränken, in denen sie ihre Gedanken auf Wanderschaft ins ferne Deutschland entließ. Inzwischen meldeten sich die

vergessenen oder verdrängten Bilder jedoch immer öfter von selbst zurück.

Vielleicht lag es an diesem Haus, daran, dass sie sich zum ersten Mal ein richtiges Heim geschaffen hatte. Albernerweise war ausgerechnet der spektakuläre Blick über die Bucht schuld an ihrem neuen Wohnsitz. Eine Aussicht, die sie freilich nur an etwa hundert Tagen im Jahr genießen konnte, sonst verhüllte sie der Nebel. Es war höchst voreilig und sicher auch gänzlich unvernünftig gewesen, dieses Stück Land zu kaufen, nachdem sie es nur ein einziges Mal besichtigt hatte; noch dazu an einem der seltenen klaren Sonnentage.

Sie hatte sich in die Aussicht verliebt: die endlose Weite des tiefblauen Atlantiks, die aufspritzende und im Sonnenlicht wie ein Regenbogen leuchtende Gischt, wenn die Wellen gegen die Granitfelsen am Ufer schlugen, die weißen, vom Wind über den roten Sand getriebenen Schaumkronen. Wie Jade schimmernde Berge ragten vor dem Horizont in den lichtblauen Himmel: Sie hatte gehört, dass auf den kleineren Inseln Pinguine lebten und Seehunde; auf der größten befand sich das Lazarett, und gleich nebenan waren Menschen in Lagern eingepfercht, aber darüber dachte sie nicht nach. Sie hatte bei der Besichtigung den Blick auf eine Gruppe eleganter Rosaflamingos konzentriert, die auf dünnen, überlangen Beinen im seichten Wasser herumstaksten, mit gebogenem Hals auf der Suche nach Nahrung, und sie hatte sich zum ersten Mal seit langem glücklich gefühlt. Allenfalls der eigentümliche Geruch der Grundstücksbegrenzung aus Walfischrippen hatte sie etwas gestört.

An den meisten Tagen war die See jedoch nur durch ein

fernes Rauschen auszumachen, der Dunst dämpfte sogar den Ton der Wellen, die gegen den Strand unterhalb ihres neuen Heims schwappten. Selbst die rote Amaryllis in ihrem ebenso mühsam wie geduldig angelegten Garten verlor dann ihre Leuchtkraft, denn sie schien zugedeckt mit einem weißen Schleier. Und die Flamingos waren fortgezogen. Wahrscheinlich vertrieben von den vielen Menschen, die gleich einer Heuschreckenplage plötzlich scharenweise im Sand buddelten. Doch der Raubzug war rasch vorbeigegangen und die Einsamkeit weitgehend zurückgekehrt. Nur der tranige Duft des Zauns war geblieben.

Sie sah aus dem Fenster und fühlte sich wie in einer dicken Mehlsuppe. Das Licht erinnerte sie an den Kleister, mit dem sie die Bastelarbeiten ihres Kindes verschlossen hatte – Laternen am Martinstag und Sterne an Weihnachten. Voller Sehnsucht erinnerte sie sich daran und wusste gleichzeitig, dass ihre Sicht auf die Wahrheit verklebt war, weil sie sich dafür mehr schämte als für irgendetwas anderes in ihrem Leben.

Die Vergangenheit holte sie ein. Schmerzlich und unvorbereitet.

Ihre Gegenwehr erfolgte mit den falschen Waffen. Es gelang ihr immer seltener zu vergessen. Seit sie das Haus besaß, stand sie auf verlorenem Posten.

Genauso erging es der Sonne. Die hatte ihren Kampf gegen den Nebel inzwischen aufgegeben. Wenigstens für heute.

1909

1

Emma Thieme begann die Zecherei über den Kopf zu wachsen. Nicht nur finanziell. Das Verhalten der Trauergemeinde wurde ihrer Ansicht nach zunehmend pietätloser.

Vor gut zwei Stunden waren ihre Gäste noch gesittet am offenen Grab ihres Vaters vorbeidefilirt und hatten Emma ihr Beileid ausgesprochen. Nun aber verwandelten dieselben Leute den aus einem üppigen Mahl bestehenden Leichenschmaus im Wirtshaus Zum Hans Sachs dank eines großen Fasses Bier in ein Fest. Überwiegend fremde Menschen, die sich dem Anlass entsprechend in trauriges Schwarz gewandelt hatten – und sich auf ihre Kosten nun fröhlich den Wanst vollschlugen. Sie aßen und tranken ohne Maß, als würden sie am Hungertuch nagen und nie wieder einen Tropfen Schultheiss gereicht bekommen. Dabei waren es überwiegend sehr wohlhabende Bürger, die sich im Gedenken an den Photographen Theodor Thieme versammelt hatten.

Emma besaß keine nahen Verwandten, und auf den Friedhof sowie in die Wirtschaft waren vor allem Nachbarn und Kunden gekommen, denn auch der Freundeskreis ihres Vaters hatte sich im Lauf seiner siebenzig erfüllten Lebensjahre gelichtet. Im Dunst des Zigarrenqualms, der über der Tafel hing, waren ihr eigentlich nur die Gesichter seiner beiden Angestellten und die der Männer einigermaßen vertraut,

mit denen ihr Vater samstags regelmäßig Skat gespielt hatte. Und seinen langjährigen juristischen Berater kannte sie natürlich.

Der beißende Geruch von gebratenem Fett, Tabak, scharfem Alkohol und menschlichen Ausdünstungen trieb ihr nicht nur die Tränen in die Augen – er schlug ihr auf den Magen. Ihre Kopfschmerzen rührten jedoch eher von den anstehenden Problemen, welche die Erbschaft zwangsläufig mit sich brachte. Sie wäre dem Gespräch mit Doktor Wohlgemuth gern noch ein wenig ausgewichen, doch der alte Rechtsanwalt passte sie an der Tür ab, als sie sich heimlich davonschleichen wollte.

»Wir müssen uns dringend unterhalten.« Die Stimme des Juristen klang leise und beschwörend. »Ihr Vater hat zwar seine wichtigsten Angelegenheiten testamentarisch zu regeln versucht, aber es herrscht nicht in allen Fragen die erforderliche Klarheit.«

Ihre Augen flogen zwischen dem Herrn, der sie an die Porträts des alten Kaisers Wilhelm I. erinnerte, und der restlichen Gesellschaft hin und her. War dies der rechte Augenblick für diese Unterhaltung? Allerdings hieß es tatsächlich, dass der Leichenschmaus *der* Ort sei, die ersten Gespräche über die Erbschaft zu führen.

Doch Emma fühlte sich elend. Der Tod ihres Vaters bedeutete einen tiefen Einschnitt, in vielerlei Hinsicht, und sie wünschte, wenigstens ein wenig Ruhe zu haben, vorbehalten um ihn trauern zu dürfen, bevor sie sich seinem Erbe stellte. Das Schicksal hatte ihr nicht einmal die Zeit geschenkt, sich von ihm zu verabschieden.

Theodor Thieme war nicht durch eine Erkrankung ver-

schieden, wie dies bei einem Mann seines Alters zu erwarten gewesen wäre, sondern bei einer Katastrophe ums Leben gekommen: Emmas Vater war eines der neun Opfer, die nach dem Motorradunfall auf der Rennbahn im Alten Botanischen Garten zu beklagen waren; sein Lehrling zählte zu den vierzig Verletzten, und Emma wusste noch nicht, ob er es schaffen würde.

Seufzend wandte sie dem Herrn mit dem schlohweißen Bart über dem steifen Vaternörderkragen ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zu: »Ich wünschte, die Regelung des Nachlasses könnte noch ein wenig warten«, antwortete sie, um nach einer kurzen Gedankenpause stockend hinzuzufügen: »Natürlich weiß ich, dass Sie nur Ihre Pflicht tun, aber ... es kommt alles so plötzlich. Mein Vater war ein gesunder Mensch ... und dann dieser schreckliche Unfall ...«

Im Hintergrund erscholl Gelächter. Einer der Trauergäste hatte offenbar einen Witz erzählt, der zur allgemeinen Erheiterung führte.

Doktor Wohlgemuth war nur wenig größer als Emma und wirkte mit seinem eingezogenen Kopf und den gebeugten Schultern wie ein Mann, der unter der Last seiner beruflichen Verantwortung zusammenzubrechen drohte.

»Es kommt jetzt viel auf Sie zu, Fräulein Thieme, mehr, als gut für eine Tochter ist, wenn Sie mich nach meiner Meinung fragen. Frauen wird heutzutage viel zu viel abverlangt, das liegt nicht in der weiblichen Natur.«

Der Anwalt war ein Herr alter Schule. Deshalb traute er einer jungen Frau wie ihr gewiss weniger zu, als sie tatsächlich zu leisten vermochte. Das Schicksal war aber nicht immer wohlmeinend mit Emma umgegangen. Sie hatte früh

lernen müssen, sich mit dramatischen Ereignissen zu arrangieren. Überdies war sie keine in Watte gehüllte Bürgerstochter, die nicht wusste, was ehrliche Arbeit bedeutete.

Nach dem Tod Theodor Thiemes benötigte sie daher vor allem einen Juristen, der ihr zu einer Konzession verhalf, damit sie ihr geordnetes Leben weiterführen konnte. Ein Anwalt, der den überholten Traditionen verhaftet war und womöglich meinte, eine Weibsperson könne kein Photographisches Atelier führen, war ihr keine große Hilfe. Dabei erlaubten die gesellschaftlichen Regeln einer Dame durchaus die Erwerbstätigkeit in diesem künstlerischen Beruf. Selbst in einer konservativen, bürgerlichen Gemeinde wie Groß-Lichterfelde sollte es Emma möglich sein, den väterlichen Betrieb fortzuführen. Immerhin befand sich ihre Heimat vor den Toren Berlins, wo erstaunlich viele Frauen im Photographischen Verein aufgenommen wurden. Und dann gab es da doch gesetzliche Bestimmungen, die ihrem Vorhaben entgegenkamen. Von der *Gewerbefreiheit* hatte sie schon viel gehört.

Genau diese Gedanken waren es aber, die Emma gerne noch ein Weilchen von sich geschoben hätte. Wie durch einen Nebel drangen die Worte des Juristen zu ihr durch: »Leider hat sich Ihr Vater gescheut, wichtige Schritte zur Klärung gewisser Dinge zu unternehmen. Das muss ich ihm vorwerfen, Gott sei seiner Seele gnädig.«

Sie riss sich aus ihrer Wehmut los. Es war ihr völlig unverständlich, wovon Doktor Wohlgemuth sprach. Ihr Vater war ein ordentlicher Mensch gewesen, der aufrecht seinen Weg ging, weder verschwenderisch noch gedankenlos. Seine Buchhaltung war stets penibel geführt worden. Sicher hatte

er auch ein Testament zu ihren Gunsten angefertigt. Der Erhalt seines Geschäfts kostete viel Geld, er hatte gewiss vorgesorgt.

»Darf ich fragen, was Sie meinen, Herr Doktor Wohlgemuth?«, fragte Emma und konnte nicht verhindern, dass ihre Stimme einen leicht schrillen Klang annahm.

»Ich habe ihn immer wieder darauf hingewiesen, dass er in der Sache Ihrer Mutter ...«

»Meine Mutter?«, unterbrach Emma verwirrt. Nervös strich sie sich eine Strähne ihres honigblonden Haares aus der Stirn. »Welche Sache mit meiner Mutter?«

Glas klirrte dumpf, als würden die bierseligen Gäste mit ihren frisch gefüllten Krügen anstoßen. Für einen Moment war es so still, dass Emma zu hören glaubte, wie ihr Herz schneller schlug. Dann setzten die Gespräche wieder ein und entwickelten sich zu einem murmelnden, gelegentlich von lauterem Tönen unterbrochenen Geräuschpegel.

Doktor Wohlgemuth war durch den Lärm abgelenkt worden. Als er sich erneut auf Emma konzentrierte, hatte er ihre Frage entweder vergessen oder überhörte sie absichtlich.

»Wäre es Ihnen recht, wenn ich im Atelier vorbeikäme und wir dann alles Weitere bereden?«, fragte er. »Es würde morgen am späten Nachmittag gut passen. Dann könnte ich auch gleich die stempelpflichtige Inventarliste aufnehmen.«

Emma hatte nicht die geringste Ahnung, was eine »stempelpflichtige Inventarliste« war – und wollte es im Moment auch nicht wissen. Es interessierte sie einzig der Hintergrund seiner Bemerkung. »Welche der Angelegenheiten meines Vaters betrifft meine Mutter?«

»Hat er es Ihnen nicht gesagt?« Doktor Wohlgemuth

schüttelte den Kopf. Seine Miene drückte eine Mischung aus Bestürzung und Empörung aus. Er sah sich um, als fürchtete er eine Verschwörung unter den anderen Trauergästen, und senkte seine Stimme: »Ihr Vater hat niemals eine Todeserklärung nach Paragraph dreizehn des Bürgerlichen Gesetzbuches im Wege des Aufgebotsverfahrens beantragt. Das obliegt nun leider Ihnen, mein Kind.«

»Was heißt das?«

»Nach dem Gesetz ist Constanze Thieme noch am Leben.«
Emmas Herz zog sich schmerzhaft zusammen.

Seit zwölf Jahren trauerte sie um ihre Mutter. Anfangs hatte sie gehofft, es wäre alles ein Irrtum und Mutti würde irgendwann heimkehren, ganz selbstverständlich. Dann hatte sie geweint – bis ihre Tränen versiegteten, doch der Verlust blieb bis heute allgegenwärtig. Sie hatte kaum jemals über die Tragödie gesprochen. Nicht mit ihrem Vater, weil sie fürchtete, ihn mit der Erinnerung aufzuwühlen. Und mit Freundinnen tuschelte man schon gar nicht über den Selbstmord der eigenen Mutter.

Es gab kein Grab, weil Theodor Thiemes unglückliche Frau ins Wasser gegangen war. Ihre Leiche war nie gefunden und bestattet worden, Emmas Vater hatte nur einen Abschiedsbrief besessen, der für ihn wohl so bedeutsam war wie ein Sarg.

Und nun überließ er es Emma, das Leben ihrer Mutter zwölf Jahre nach der schrecklichen Tat juristisch zu beenden. Wie konnte er ihr das nur antun?

Schwindel erfasste Emma. Eigentlich war sie von robuster Gesundheit, doch für einen Moment fürchtete sie, ohnmächtig zusammenzubrechen.

Der Anwalt spürte offenbar ihr Unwohlsein. Beherzt umfasste er ihren Arm. »Es tut mir leid, dass Sie es so erfahren mussten.«

Emma versuchte, Contenance zu bewahren. »Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, Herr Doktor Wohlgemuth«, murmelte sie und wusste im selben Moment, wie falsch ihre Worte eigentlich klangen.

»Hätte ich geahnt ...«, in beredtem Schweigen brach er ab. Er ließ sie los, betrachtete sie eine Weile lang schweigend. Dann: »Wissen Sie, ich persönlich hielt das Preußische Allgemeine Landrecht für kein schlechtes Gesetz. Meiner Ansicht nach brauchen Frauen entweder einen Vater, einen Ehemann oder einen anderen Vormund, der sich um ihre rechtlichen Belange kümmert. So auf sich allein gestellt ... und dann auch noch mit unter vierundzwanzig Jahren volljährig! Ihr Fall zeigt doch ganz deutlich, Fräulein Thieme, dass das neue Bürgerliche Gesetzbuch viele Lücken aufweist. Wie alt sind Sie jetzt?«

Emma war mit ihren Gedanken noch immer bei ihrer Mutter. Der zarte Keim, der vor so langer Zeit aus dem Boden der Hoffnung gerissen worden war, schlug flüchtig eine neue Wurzel. Wenn Theodor Thieme seine Frau niemals für tot hatte erklären lassen – glaubte er dann vielleicht, dass sie noch lebte? Aber sie waren doch beide seit zwölf Jahren von ihrem großen Verlust überzeugt. Hatte Emmas Vater sich nur aus sentimentalischen Gründen geweigert, die Realität juristisch anerkennen zu lassen? Die Antwort auf ihre stummen Fragen hatte er mit in sein Grab auf dem Alten Friedhof genommen – und Emma fühlte sich angesichts der Bürde des Nachlasses, als würde sie beide Eltern noch einmal verlieren. Ihr Alter spielte dabei keine Rolle.

»Zweiundzwanzig«, murmelte sie.

»Zu jung«, behauptete Doktor Wohlgemuth, »viel zu jung. Aber Sie können versichert sein, dass ich Ihnen jederzeit beratend zur Seite stehe.«

Stuhlbeine knarrten, die ruppig zurückgeschoben wurden. Der Boden vibrierte unter den schweren Schritten mehrerer Männer. Aus den Augenwinkeln beobachtete Emma die kleine Gruppe gut angezogener Trauergäste, die sich mehr torkelnd als aufrecht in ihre Richtung bewegte.

Der durch die vielen Neubauten in Lichterfelde zu erheblichem Wohlstand gekommene Bauunternehmer Halske und seine drei erwachsenen Söhne wollten offenbar gehen, nachdem alle vier dem Bier stärker zugesprochen hatten, als den Herren gut anstand. Das Gesicht und den kahlen Schädel des Vaters zierte eine ungesunde blaurote Farbe; der jüngste Halske musste von seinen Brüdern gestützt werden, er stierte blicklos vor sich hin.

Emma wünschte, sie hätte diese Leute nicht eingeladen. Aber sie hatte sich verpflichtet gefühlt, weil die Photographie der Halskes eine der letzten von Theodor Thieme gewesen war; besondere Sympathie hegte sie nicht für den Alten, dessen joviale Art ihr schon im Atelier unangenehm aufgefallen war.

»Der Herr Anwalt und das Fräulein Erbin«, trompetete Halske aufgeräumt. »Sie haben schon Recht – über das Geschäftliche kann man nie früh genug reden.«

Überraschenderweise schien der seriöse Doktor Wohlgemuth Gefallen an dem von Herrn Halske aufgeworfenen Thema zu finden – oder er bemühte sich um Freundlichkeit gegenüber einem wichtigen Gemeindeglied. Vielleicht war der

feiste Bauunternehmer auch ein Mandant, dem er um den Bart gehen wollte.

»Man kann gewiss nicht behaupten, dass Sie kein guter Kaufmann wären«, erwiderte der Anwalt. »Deshalb werden Sie mir zustimmen, wenn ich Fräulein Thieme am dringendsten zu einer Eheschließung rate. Natürlich ist eine Verlobung vor Ablauf des Trauerjahres indiskutabel, aber ein Mann an ihrer Seite hat noch keiner Frau geschadet.«

Emma spürte den bohrenden Blick des ältesten Juniors auf sich ruhen. Ein Verehrer war das Letzte, wonach ihr momentan der Sinn stand. Sie war zwar längst im heiratsfähigen Alter, aber sie hatte niemals ein besonderes Interesse an der Ehe gezeigt und würde dies unter den gegebenen Umständen erst recht nicht tun. Es hatte sie ausgefüllt, die Gehilfin, Retoucheuse, Copiererin, Empfangsdame und Haushälterin für ihren Vater zu sein.

Und es sollte ihr erst einmal genügen, ihr eigenes Leben neu zu ordnen, bevor sie daran ging, ein so unsicheres Haus wie eine Ehe zu bauen. Im Gegensatz zu anderen Frauen ihres Alters machte sie sich nichts vor. Die Tragödie um ihre unglückliche Mutter zeigte doch, dass eine Heirat keine Garantie für Sicherheit war. Nicht einmal ein Kind konnte anscheinend daran etwas ändern. Jedenfalls hatte die Existenz einer kleinen Tochter die Mutter nicht von ihrem letzten Schritt abgehalten.

In den Tagen seit Theodor Thiemes Tod war Emma der Verlust auch ihrer Mutter nie gegenwärtig wie in diesem Moment. Ihr fuhr durch den Kopf, wie schön es wäre, keinen Ballast tragen zu müssen. Keine Erinnerungen, keine Vergangenheit und keine Zukunftssorgen.

Der Gedanke an Flucht verstärkte sich. Sie wollte allein sein und ihre Wunden lecken.

»Verzeihen Sie«, brach es aus ihr heraus, »eine Migräne ... Ich muss gehen ...« Dann riss sie in einer bühnenreifen, theatralischen Geste die Tür auf und stürzte nach draußen. Sollten der Anwalt und die Herren Halske doch denken, sie leide unter Hysterie. Ihr war es egal.

2

Was für ein hübscher Ort!, dachte Dorothee von Hirschberg, als sie aus dem Bahnhofsgebäude auf eine breite, von hohen Kastanienbäumen gesäumte Straße trat.

Über das Kopfsteinpflaster ratterten und rollten zwar einige Automobile und Kutschen, doch war der Verkehr übersichtlicher als im chaotischen Getriebe Berlins. Lediglich die elektrische Straßenbahn erweckte den Eindruck großstädtischer Eile. Die nur einstöckigen, mit Fachwerk, Türmen und Zinnen geschmückten, weiß gekalkten Geschäftshäuser rechts und links der Bahnhofstraße wirkten fast dörflich, und die Besucherin fühlte sich an einen Kurort erinnert. Freilich schienen die vorüberschreitenden Spaziergänger eher frisch aus der Friedrichstraße importiert, Landpartiekleidung trug hier kaum jemand. Damen flanierten in modischen Kostümen mit hüftlangen Jacken und großen, mit Reiherfedern aufgeputzten Hüten an den Schaufenstern vorbei, die Herren trugen meist Uniform, manche vorbildlich geschnittene dunkle Jacketts und Homburg. Es war eine ziemlich einheitliche Szene wohlhabenden Bürgertums,

durchbrochen nur von Kindermädchen und Zofen in ihrer berufsmäßigen Tracht, Handwerkern und Arbeitern in billigen Anzügen. Eine das Bild aufhellende, bunte Künstler­schar wie etwa im heimischen Friedenau zog es offensichtlich nicht nach Groß-Lichterfelde.

Dorothee hob unwillkürlich die Hand zu der schmalen, über ihre Augenbrauen reichenden Krempe der überdimensionalen, haubenartigen Toque auf ihrem Kopf, die aufwendig genug war, um ohne Dekoration auszukommen. Die in Mode befindlichen Pleureuses, Kokarden, künstlichen Vögel und echten Federn waren nicht ihr Stil. Dennoch war ihr Hut zweifellos das auffallendste Kleidungsstück diesseits des Bahnhofsgebäudes. Für eine Dame ihrer Herkunft vielleicht nicht unbedingt das angemessenste Accessoire, aber für eine Musikerin gewiss das Tüpfelchen auf dem i ihrer Aufmachung.

Obwohl erst vierundzwanzig, blickte Dorothee von Hirschberg bereits auf eine fast zwanzig Jahre währende Karriere zurück. In den Konzertsälen zwischen Berlin und Wien, Düsseldorf, München und Triest war sie schon früh als Wunderkind gefeiert worden, als »legitime Nachfolgerin Mozarts«. Gemeint waren mit diesem Lob jedoch nicht ihre Kompositionen, sondern ihre Virtuosität am Klavier. Das Schicksal hatte sie mit einem unvergleichlichen Talent ausgestattet, einerseits Fluch, andererseits Segen. Letzteres vor allem aus finanzieller Sicht, denn Dorothee von Hirschberg war im Laufe der Zeit zu einer berühmten Pianistin avanciert. Sie bestritt den Unterhalt ihrer kleinen Familie inzwischen allein, ihr Vater, ein verarmter Adeliger aus Schlesien, hatte seinen Dienst in einer preußischen Behörde längst

quittiert und betreute nur noch ihr Talent, wie er es nannte. Tatsächlich hatte er ihre Begabung früh erkannt und sie gedrillt ... nun, man könnte natürlich auch sagen – er hatte sie *gefördert*.

Jedenfalls hatte ihr alter Herr sie bislang so gut wie nie aus den Augen gelassen. Sie war sein größter Schatz – im wörtlichen Sinne. Seit sich ihre schwere Erkrankung nicht mehr verheimlichen ließ, litt er unter Zukunftsängsten. Der Husten, der sie schon so lange quälte, hatte sie vor einigen Wochen gezwungen, ein Konzert in Leipzig abzubrechen, und ihr Vater hatte sich daraufhin mit einer Herzattacke zurückziehen müssen. Statt Dorothee mit Arsenik zu behandeln, musste sich der herbeigerufene Arzt erst einmal um Hugo von Hirschberg kümmern, für dessen Genesung ein Glas Weinbrand und das Öffnen des Hotelfensters ausreichend waren. Die anschließenden Untersuchungen in der Berliner Charité brachten für Dorothee indes nichts außer der Bestätigung, was das rasselnde Atemgeräusch bedeutete: Sie litt an schwerer Tuberkulose.

Mit dem unerwarteten Angebot, zwei hoch dotierte Konzerte am anderen Ende der Welt zu spielen, kam die erstaunliche Wende. Die in Diamanten angebotene Gage in der Kolonie Deutsch-Südwest verklärte den Blick ihres Vaters. Seltsamerweise schützte er seinen wertvollen Besitz nun nicht mit besonderem Elan, sondern ließ Dorothee tun, wozu sie gerade Lust verspürte. Während sich der alte Hirschberg über den gegenwärtigen Preis der Edelsteine informierte, die Kosten für Schiffspassagen nach Swakopmund und Lüderitzbucht debattierte und als ihr Impresario das Programm zusammenstellte, gelang es ihr, der elterlichen

Wohnung in Berlin wenigstens zeitweise zu entkommen. Sie unternahm oft einsame Spaziergänge und suchte die Heilsamkeit der frischen Luft im Tiergarten, an einem warmen Sommertag wagte sie sich sogar ohne Begleitung in die berühmte Badeanstalt am Wilmsdorfer See. Und tatsächlich schien ihre erblühende Selbstständigkeit die beste Medizin zu sein und ihr neue Kraft zu verleihen.

Das Engagement in Afrika indes nahm sie mit deutlich mehr Gelassenheit als ihr Vater. Es würden Konzerte wie viele sein, sie verlor daran keinen Gedanken. Selbst die Reise besaß nur wenig Reiz, denn sie war in den vergangenen Jahren so viel herumgekommen, dass sie von der Kolonie wenig Neues erwartete. Man hörte schließlich, dass die Auswanderer und Angehörigen der Schutztruppe viel Deutsches in die neue Heimat mitbrachten. Der wesentliche Unterschied zu ihren bisherigen Auftritten bestand für sie darin, dass sie diesmal in der Wüste spielen sollte und das dort zu erwartende trockene, heiße Klima Balsam für ihre Lungen sein würde. Auch die Seereise versprach, heilsam zu sein.

Die dicht belaubten Kastanienbäume in Groß-Lichterfelde taten ihr jedoch auch schon jetzt recht wohl. Sie sorgten für eine frische, gereinigte Luft, spendeten Schatten, und das leise Rauschen der Blätter fiel ihr als harmonische Begleitmusik auf. Dorothee fühlte sich überraschend gesund, nicht einmal einen Hauch Anstrengung empfand sie nach der Eisenbahnfahrt vom Bahnhof Zoologischer Garten hierher. Eine gute Voraussetzung, um einem Photographen Modell zu sitzen, dachte sie und schmunzelte über sich selbst.

Vielleicht lag ihre Zuversicht auch am Glück, das sie erfasste, weil sie sich ganz allein in den Zug Richtung Potsdam

gewagt hatte. Ihr kam es vor, als würde sie schweben. Meistens ging es ihr so, wenn sie selbstvergessen am Piano saß und eines ihrer Lieblingsstücke von Frédéric Chopin spielte. Oder wenn sie in der Erinnerung an die Fahrt im Heißluftballon schwelgte, der sie über die stille märkische Landschaft mit ihren tiefblauen Seen, smaragdgrünen Wäldern und sandigen Feldern getragen hatte – an der Seite eines jungen Mannes, den sie seit damals nicht wiedergesehen hatte, der aber unvergessen einen Platz in ihrem Herzen bewohnte.

»Kaiser Wilhelm ernennt vormaligen Innenminister Theobald von Bethmann Hollweg zum Reichskanzler.« Der von einem starken Berliner Akzent geprägte Ausruf eines Zeitungsjungen im Stimmbruch brachte Dorothee in die Gegenwart zurück.

Sie blickte sich suchend um. Welches Gebäude war wohl der Westbazar? In diesem befand sich das *Photographische Atelier Theodor Thieme*, welches das Ziel ihres Ausflugs in die Vorstadt war. Sollte sie einen anderen Passanten danach fragen? Es war jedoch ihre Sache nicht, fremde Menschen anzusprechen. Ein wenig ratlos verharnte sie auf der Stelle.

In diesem Moment sah sie die junge Frau.

Die Person schien völlig aufgelöst. Sie war recht groß und von schmaler Figur, trug einen knöchellangen Bahnenrock aus schwarzem Tuch, dazu eine strenge, taillierte Jacke aus demselben Stoff. Aus dem viereckigen Kragen schaute ein schwarzes Spitzenjabot hervor, das die Trauergarderobe vervollständigte. Das Ungewöhnlichste an ihrer Aufmachung war die Tatsache, dass sie weder Handschuhe noch einen Hut trug. Ihr Haar leuchtete golden in der Sonne und löste

sich aus den Schildpattspangen, mit denen es aufgesteckt worden war. Das hübsche, schmale Gesicht war so bleich wie das von Dorothee nach einem Anfall.

Aufgebracht verließ die Unbekannte eine Gaststätte, die sich schräg gegenüber an der Straßenecke befand. Sie rannte und stolperte gleichzeitig unter dem Torbogen hindurch, auf dem ein Schild prangte, das die Lokalität als »Wirtshaus zum Hans Sachs« auswies. Mit einem zufällig vorbeilaufenden Mädchen in Schuluniform stieß sie fast zusammen.

Dorothee hatte sich noch nie so schnell bewegt. Sie konnte es nicht, weil ihre kranken Lungen nicht genug Luft aufnahmen. Aber sie durfte es auch nicht, weil ein derartiges Benehmen ihrer Erziehung und ihrem gesellschaftlichen Stand widersprach. Umso erstaunter beobachtete sie die andere Frau. Diese wirkte durchaus vornehm, ihre Kleidung war von vorzüglicher Qualität, so etwas erkannte Dorothee auf Meilen.

Warum, um alles in der Welt, führte die sich auf wie ein Gassenjunge, der beim Gemüsehändler nicht nur in die Apfelkiste, sondern auch in die Kasse gegriffen hatte? Unwillkürlich erwartete Dorothee, dass der ungewöhnlichen Person ein Kellner aus dem Gasthaus folgte. Vielleicht war sie eine Zechprellerin. Doch nichts dergleichen geschah.

Ohne sonderlich darüber nachzudenken, schlug Dorothee den Weg ein, den die andere genommen hatte. Sie folgte ihr mit einigem Abstand, da sie zu langsam war, um auf ihren Fersen zu bleiben. Ihre Augen hingen jedoch an der Unbekannten wie Kletten am Rock einer Spaziergängerin im Wald. Dennoch gelang es ihr, die übrigen Passanten zu umrunden und niemandem den Weg abzuschneiden. Auch das

Herannahen eines Fuhrwerks änderte nichts an ihrer Zielstrebigkeit, als sie die Straße überqueren musste, um die Verfolgte nicht zu verlieren. Sie beschleunigte ihren Schritt ein wenig und kam ohne Blessuren auf der gegenüberliegenden Seite an.

Im Grunde legte sie keine zweihundert Meter zurück. Dorothees plötzliche Atemlosigkeit war wohl auch eher eine Folge der Aufregung, die ihr ebenso ungewöhnliches wie eigentlich unverständliches Verhalten begleitete. Die körperliche Anstrengung war gewiss nicht verantwortlich für ihre jähe Kurzatmigkeit.

Als sie bemerkte, dass die junge Frau in Schwarz vor einem nahen Ladengeschäft innehielt, drückte der beginnende Hustenanfall trotzdem mit kräftiger Faust gegen ihre Brust.

Die andere bemerkte Dorothee anfangs nicht. Ihre Aufmerksamkeit galt dem Schlüssel, den sie mit zitternden Händen in das Türschloss zu stecken versuchte und dabei mehrmals neu ansetzte.

Erst als Dorothee unmittelbar hinter ihr stand, keuchte, hustete und nach Luft rang, schaute sie sich entgeistert um.

»Ja, bitte?«

»Könnte ich wohl ein Glas Wasser bekommen?«, presste Dorothee hervor.

»Was ...? Wieso ...?« Ratlos sah sich die Verfolgte um, als suchte sie nach einer Quelle, um den Wunsch zu erfüllen.

»Würden Sie bitte so freundlich sein«, fügte Dorothee mit Nachdruck hinzu.

»Ja ... ähm ... wir haben geschlossen!« Die Fremde deutete auf das handgeschriebene Schild, das von innen an der

Glasscheibe der Eingangstür befestigt war. Ein quadratisches Stück Karton, das die knappe Auskunft der jungen Frau bestätigte.

Endlich wurde Dorothee die Unangemessenheit der Situation bewusst. Welcher Teufel hatte sie geritten, einer Unbekannten aus einer Laune heraus nachzustellen? Die Tatsache, dass sich die andere offenbar in hellster Aufregung befand, war doch kein Grund, die eigene Neugier derart aufdringlich zur Schau zu stellen. Sie war einfach übermütig geworden, weil sie sich frei und gesund gefühlt hatte.

»Verzeihung ... ich ...«, hob Dorothee schluckend an. Sie hatte Mühe, den noch nicht gestillten Husten zu unterdrücken. In ihren Bronchien kratzte es.

Ihre Augen streiften die Ladenfront. Glastür und Schauwindower wirkten wie leere, blinde Augen durch den feinen weißen Voilevorhang, der den Blick in das Innere des Geschäfts verhinderte. Der in Kurrentschrift auf die Scheibe aufgetragene Name und Zweck des Unternehmens war jedoch deutlich erkennbar: *Photographisches Atelier Th. Thieme.*

Überrascht sah Dorothee zu der jungen Frau, die sie zufällig hergeführt hatte. »Ich bin Dorothee von Hirschberg«, erklärte sie, überzeugt, dass die andere ihre Person einzuordnen wisse. Schließlich hatte sie schon vor Wochen schriftlich einen Termin vereinbart.

Doch die Antwort war nur ein ratloser Blick aus blaugrünen Augen.

Wieder löste sich der Husten. Jetzt war es eher ein nervöses Hüsteln und erschütterte nicht ihren ganzen Leib wie der Anfall zuvor.

»Ich habe einen Termin mit dem Herrn Photographen vereinbart«, Dorothee atmete vorsichtig ein, um Luft in ihre schmerzenden Lungen zu bringen. »Herr Thieme erwartet mich.«

Ein Seufzer entrang sich der Kehle der jungen Frau, die noch immer in der Ladentür stand und Dorothee auf diese Weise den Weg hinein versperrte. »Es muss sich um einen Irrtum handeln. Das Photoatelier ist geschlossen.« Sie wies noch einmal mit dem Zeigefinger auf das Schild.

Langsam verlor Dorothee die Geduld: »Wenn ich Ihnen sage, dass ich einen Termin mit Herrn Thieme vereinbart habe, dann hat das seine Richtigkeit. Melden Sie mich bitte unverzüglich an. Ich habe nicht die Absicht, auf der Straße herumzustehen und mit Ihnen zu debattieren ... Und dann hätte ich wirklich gerne ein Glas Wasser!«

Die andere zögerte einen Moment. Dann kapitulierte sie offenbar vor Dorothees entschiedenem Auftreten: »Also gut. Kommen Sie herein. Ich gebe Ihnen etwas zu trinken. Mein Name ist Emma Thieme.«

3

Eine feine Staubschicht überzog das Gehäuse des Photoapparats. Das Nussbaumholz schimmerte matt unter hellgrauem Pulver und bedurfte einer Politur. Das Messingobjektiv, das im Sonnenschein der Oberlichter wie Gold glänzen sollte, offenbarte weitere Zeichen der jüngsten Verwahrlosung.

Obwohl Emma nach dem Unglück überall die licht-

durchlässigen Vorhänge zugezogen hatte, drang genug Hel-
ligkeit in das Atelier, um die plötzliche Vereinsamung sicht-
bar zu machen. Staub lag auf der Kamera, auf den Beinen
und Querverstrebungen des Stativs, auf den Lehnen der
Stühle, die für eine gerade und ruhige Haltung beim Photo-
graphieren sorgen sollten.

Beim Eintreten sah Emma das Atelier mit den Augen
der fremden Frau. Zum ersten Mal seit dem Tod ihres Va-
ters fiel ihr auf, dass die Apparaturen dringend abgestaubt
gehörten. Der schreckliche Unfall hatte ihre Welt abrupt
zum Stillstand gebracht. Sie konnte sich nicht weiterdrehen
wie zuvor. Doch der Sand des trockenen märkischen
Sommers fraß sich ebenso in das Studio wie der Ruß aus
den Auspuffanlagen der vorüberfahrenden Automobile
und nahen Züge.

Gleich morgen würde sie zu Besen und Staubwedel grei-
fen; allein für die »stempelpflichtige Inventarliste« des Herrn
Anwalts war ein wenig mehr Sauberkeit angesagt. Die Rei-
nemachefrau würde sie damit nicht beauftragen. Ihr Vater
hatte niemandem erlaubt, seine Ausrüstung zu putzen, nur
er selbst oder seine Tochter durften dies, und daran wollte
sie nichts ändern.

Die für die Herstellung der Photographien benötigte
Technik befand sich im vorderen, durch die großen, über
Eck gehenden Schaufenster hellsten Teil des Raumes. Das
natürliche Licht konnte durch diese Positionierung ausge-
nutzt werden. Die Rückwand indes schmückte das farben-
frohe Fresko einer italienisch anmutenden Landschaft. In
der seitlichen Nische auf der anderen Seite stand eine kleine
Sitzgruppe im Schatten, die meist von Begleitpersonen ge-

nutzt wurde, um Wartezeiten zu verkürzen oder der Arbeit des Photographen in Ruhe zuzuschauen.

Emma wies auf einen der mit grünem Samt bezogenen Sessel.

»Nehmen Sie bitte Platz. Ich hole Ihnen ein Glas Wasser. Aber es wäre mir recht, wenn Sie dann gehen würden.«

Dorothee von Hirschberg kam Emmas Aufforderung nicht nach, sondern wanderte aufmerksamen Blickes durch das Atelier. Vor dem dreibeinigen Stativ aus Erlenholz und der darauf befindlichen Balgenkamera blieb sie stehen, um die Gerätschaften einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen.

Emma ließ sie nicht aus den Augen. Das versprochene Getränk besorgte sie nicht. Vielmehr überlegte sie, ob die Besucherin eine Betrügerin, Diebin oder Hochstaplerin war. Schon vor der Ladentür hatte sie kurz bedacht, dass Dorothee von Hirschberg eine Person sein könne, die sich unter einem Vorwand Zutritt zum Atelier verschaffen wollte. Es lag auf der Hand, dass sie nicht die Wahrheit sprach: Emma hatte alle Verabredungen, die ihr Vater in seinem Kalender notiert hatte, nach dem Unfall abgesagt.

War es möglich, dass sie eine Sitzung übersehen hatte?, fragte sie sich zögernd. Doch sie war gewissenhaft vorgegangen und sicher, ihre Pflicht erfüllt zu haben.

Dabei wirkte Dorothee von Hirschberg durchaus vertrauenerweckend. Die Krempe ihres extravaganten Hutes fiel ihr zwar ein wenig tief über die sanften bernsteinbraunen Augen, aber ihr schmales, feingeschnittenes, bleiches Gesicht wirkte in seiner Offenheit extrem verletzlich. Eine schöne Frau mit einer fragilen Figur, die es sich leisten konnte, ein

modisches Kostüm mit einer mondänen Frackjacke von atemberaubendem Schick zu tragen. Diese Dame gab offensichtlich viel Geld für ihre Garderobe aus, stellte Emma nicht ohne Neid fest.

»Verzeihen Sie meine Frage«, unterbrach sie Emmas Musterung ihrer Person und blickte sie über das Gehäuse der Kamera an, »aber Herr Thieme ist wohl nicht so beschäftigt, wie sein Ruf vermuten lässt.«

Der Staub!

Kostspielige Kleidung schloss ein diskretes Verhalten wohl nicht mit ein, dachte Emma grimmig.

Die Besucherin wurde zu einem Ärgernis.

Emma holte tief Luft, um ein paar Sekunden zu überbrücken, bis ihr eine vernünftige Antwort einfiel. Alles, was ihr gerade durch den Kopf ging, war nicht dazu geeignet, einer wohlherzogenen jungen Dame, noch dazu einer trauernden Tochter, über die Lippen zu kommen.

Schließlich erklärte sie sachlich: »Mein Vater ist vor kurzem verstorben, Fräulein von Hirschberg. Es geschah ganz plötzlich.«

»Das ... das ist nicht möglich ...«, die Angesprochene erbleichte noch ein wenig mehr und starrte Emma fassungslos an. Für einen Moment schien sie zu schwanken. Sie hob die Hand, wohl, um sich an dem Photoapparat abzustützen ...

Mit zwei Schritten stand Emma neben ihr und ergriff ihren Arm. »Das ist kein Möbelstück, an dem man sich anlehnen kann.«

»Oh!« Dorothee von Hirschberg wirkte verstört. »Nein. Natürlich nicht. Verzeihen Sie.«

Sie ließ sich widerstandslos zu der kleinen Sitzgruppe füh-

ren, wo sie endlich in den nächststehenden Sessel sank. Auf ihren Gesichtszügen lag Bestürzung, ihre Augen blickten ratlos zu Emma auf.

Plötzlich schimmerte Hoffnung in ihrem Blick. Sie richtete sich auf. »Gewiss habe ich mich geirrt. Wie ungeschickt von mir! Gibt es in Groß-Lichterfelde mehrere Ateliers Ihres Namens? Ich suche den Photographen Theodor Thieme und der ...«

»Mein Vater ist tot!«

»Aber unser Termin ...«, die Lider mit den langen, dunklen Wimpern flatterten nervös. »Ich brauche dringend ein gutes Porträt. Herr Thieme war mir empfohlen worden. Ich war so sicher, dass er der Richtige ist ...«

Emma schüttelte traurig den Kopf.

»Wo soll ich einen anderen Bildkünstler aufreiben, der sein Handwerk versteht? Es ist nicht jeder Photograph geschickt im Umgang mit der Drucktechnik. Ich muss Plakate herstellen lassen, verstehen Sie? Meine Konzerte, die Vorbereitungen für Afrika ... ich habe keine Zeit, diese mit der Suche nach einem geeigneten Mann zu vergeuden, nachdem ich endlich die richtige Adresse gefunden hatte. Ich war so stolz, selbstständig einen Termin vereinbart zu haben. Dafür bin ich eigens angereist.«

Der hastig hervorgestoßene Monolog schien die Dame ermattet zu haben. Sie lehnte sich zurück und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Ihre Atmung ging stoßweise und erinnerte Emma an das Rattern einer Satiniermaschine, aber wenigstens hatte sich ihr schlimmer Husten gelegt.

Emma fragte sich, ob sie Dorothee von Hirschberg anvertrauen sollte, dass sie mehr als nur die Assistentin ihres Va-

ters war. Anfangs war sie sein Lehrling gewesen, später seine Gesellin und inzwischen ebenfalls eine Meisterin ihres Fachs, obwohl sie sich niemals Referenzen oder eine Reputation hatte erarbeiten können, denn der Erfolg ging immer zu Ehren von Theodor Thieme. Seine Porträts waren tatsächlich über die Grenzen des Vororts berühmt. Emma war ihm jedoch zur Seite gesprungen, wo immer er ihre Hilfe benötigte. Im Atelier ebenso wie in der Dunkelkammer, beim Versorgen der Kunden mit Kaffee oder anderen Erfrischungen wie auch beim Entwickeln der Glasnegative. Sie liebte diese Arbeit, sie hatte ihr Leben ausgefüllt. Wenn ihre Besucherin eine gute Photographie benötigte, so war sie bei ihr ebenfalls an der richtigen Adresse.

Und doch sagte sie nichts von all dem, als sie leise zu sprechen begann: »Mein Vater starb vorige Woche bei dem Unglück an der Radrennbahn im Alten Botanischen Garten in Berlin-Schöneberg. Vielleicht haben Sie davon in der Zeitung gelesen ...«

Dorothee schüttelte stumm den Kopf.

»Es war die Einweihung der Rennbahn. Mehr als sechstausend Menschen waren da – und mein Vater, der die Veranstaltung im Bild festhalten wollte. Ich interessiere mich nicht so sehr für diesen Sport, deshalb nahm er seinen Lehrling mit ... und die Reisekamera. Die ist leichter als der Studiophotoapparat, und das Stativ ist zusammenklappbar, wissen Sie ...« Emmas Lippen zitterten, und sie rang die Hände.

Zum ersten Mal sprach sie über die Katastrophe, deren Hergang sie selbst vor allem aus dem *Berliner Tageblatt* kannte. Die Polizei hatte ihr die Details erspart, die Leichenschau war schlimm genug erschienen.